

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 24, Dezember 2017

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Freimut Löser (Direktor)
PD Dr. Ulrich Niggemann (Direktor)
Prof. Dr. Lothar Schilling (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)

Redaktion: Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (bernd.oberdorfer@phil.uni-augsburg.de)
PD Dr. Ulrich Niggemann (ulrich.niggemann@iek.uni-augsburg.de)
Dr. Benjamin Durst (benjamin.durst@iek.uni-augsburg.de)
Tobias Ranker, M. A. (tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850
E-Mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz: Tobias Ranker, M. A.
E-Mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de
Druck: #####

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437-2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut
für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden:
<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

und die neuen Initiativen auf religiösem Gebiet auf; Delphi, Dodona und Delos behielten – anders als Olympia aufgrund seiner Randlage – ihre große Bedeutung bei. Die überbordenden Ehrungen für Demetrios in Athen werden dem spezifischen historischen Kontext verdankt. Orth macht aber auch hinreichend deutlich, wie wenig wir letztlich über persönliche religiöse Überzeugungen der Protagonisten wissen, dass Frömmigkeit jedoch eine unverändert wichtige Qualität blieb.

Die letzte Sektion ist „The Successors and the Cities“ gewidmet: Andrew Erskine versteht den „Ruler Cult and the Early Hellenistic City“ (579–597) als Form der Kommunikation zwischen Herrscher und Stadt; damit wendet er sich (anhand der Beispiele Skepsis und Athen für die Antigoniden) auch gegen die Interpretation des Phänomens als rein politisch oder als Zeichen eines Bedeutungsverlustes der Religion, die nicht zuletzt darin ihre Vitalität zeigen kann. Der Herrscherkult erscheint gerade für die (demokratischen) Poleis als eine Möglichkeit, in diesen turbulenten Zeiten ihr Gesicht und ihre Bedeutung zu wahren. Shane Wallace bearbeitet in „History and Hindsight. The Importance of Euphron of Sikyon for the Athenian Democracy in 318/7“ (599–629) die Inschrift IG II² 448, die zwei Dekrete für Euphron enthält, dazu ein aussagekräftiges, aber bislang kaum beachtetes Relief. Die Dekrete stammen jeweils vom Jahresende 323 und 318 v. Chr., lassen sich subtil intertextuell aufeinander beziehen und stilisieren den verstorbenen Gesandten zum Heros der bedrohten Demokratie. Sie können außerdem Aspekte der Auseinandersetzung zwischen Polyperchon und Kasandros um die Hegemonie in Griechenland näher beleuchten.

Der Band weist nur sehr wenige Tippversehen auf, und auch wenn man die Beiträge auch anders hätte anordnen können, so besticht doch ihre durchweg hohe Qualität. Zusammen genommen belegen die Beiträge eindrucksvoll die vielfältigen internationalen Forschungsaktivitäten für die Diadochenzeit, sie zeigen aber auch unmittelbar und mittelbar diejenigen Felder, in denen weiterer Wissenszuwachs zu erwarten ist, ebenso die Desiderate, besonders in der Zeit nach den einschneidenden Ereignissen von Ipsos im Jahre 301 v. Chr.

GREGOR WEBER

Anna Heinze/Sebastian Möckel/Werner Röcke: Grenzen der Antike. Die Produktivität von Grenzen in Transformationsprozessen (Transformationen der Antike 28). Berlin: de Gruyter, 2014. 414 S. 99,95€. ISBN 978-3-11-031768-8.

Das Studium der griechisch-römischen Antike hat in jüngster Zeit eine Erweiterung erfahren, die die traditionellen Grenzen des Fachs hinterfragt und zugleich erweitert. Die eine Erweiterung betrifft den Aspekt des Raums, da bestetig das Bemühen wächst, Verschränkungen der antiken Mittelmeerwelt mit Kulturen des Nahen, Mittleren und sogar Fernen Ostens zu untersuchen, sowohl was ideen- und kulturgeschichtliche Im-

pulse angeht, als auch was die ökonomischen Handelsbeziehungen über die antike Seidenstraße und anderen Verkehrswege anbelangt. Die andere Erweiterung bezieht sich auf den zeitlichen Aspekt, wobei die traditionelle Periodisierung der Geschichte, v. a. die Vorstellung von klaren Zäsuren und quantitativem Wandel, zunehmend in Zweifel gezogen wird und eher Dimensionen des Fortbestehens, der produktiven Transformation oder allgemein der Rezeption hervorgehoben werden. Die griechisch-römische Antike hat demnach nicht einfach aufgehört, sondern prägt (mal explizit, mal implizit) Selbstbilder und Wissensordnungen späterer Generationen. Damit hängt eine kulturell-diskursive Erweiterung des Fachgebietes zusammen, die untersucht, wie eigentlich innerhalb der griechisch-römischen Antike verhandelt wurde, was als „klassisch“ oder „antik“ zu gelten hatte und was das für das Selbstverständnis der verschiedenen, an einem kulturellen Wissen oder Erbe beteiligten Gruppen bedeutete – und von wem sie sich abgrenzten. Letzterer Aspekt war auch für verschiedene Eliten späterer Zeiten wichtig, die die Teilhabe am klassischen Kanon innerhalb ihrer eigenen Gesellschaft als Distinktionsmerkmal verwendeten, und im Zeitalter der Entdeckungen und der europäischen Kolonisierung instrumentalisierte, um das eigene kulturelle Erbe als überlegen gegenüber anderen Ethnien und Zivilisationen auszuweisen. Demgegenüber wird jedoch zugleich eine Antike sichtbar, die auch von Asiaten, Afrikanern oder Afro-Amerikanern rezipiert und als subversive kulturelle Kraft verwendet wurde, um einseitige, eurozentristische Vereinnahmungen zu kritisieren. Gerade darin zeigt sich, wie einerseits disziplinäre Fachgrenzen eine Wissensordnung stabilisieren und bewahren, sich andererseits aber durch gesellschaftspolitische Veränderungen neue Perspektiven eröffnen, durch die neue produktive Entwicklungen angestoßen und eingespielte Denkschemata transzendiert werden.

Der von Anna Heinze, Sebastian Möckel und Werner Röcke herausgegebene Sammelband „Grenzen der Antike: Die Produktivität von Grenzen in Transformationsprozessen“ setzt an eben diesem Punkt an. Um der überaus vielschichtigen und heterogenen Auseinandersetzung mit dem Wissen der griechisch-römischen Kulturen durch nachantike Zeiten und Akteure nachzuspüren, bemühen die Autoren das Konzept der Grenze, das bewusst weit gefasst wird und neben räumlich-politischen auch kulturelle, soziale oder institutionelle Grenzen umfasst. Damit sollen einerseits Limitierungen von Wissensordnungen in den Blick gerückt werden, andererseits aber auch die Notwendigkeit von Grenzen zur Stabilisierung jeglicher Ordnung herausgestellt werden, wobei diese zugleich die Möglichkeit der Transgression in sich tragen. Mit den „Grenzen der Antike“ sind dementsprechend nicht hauptsächlich geographische oder epochale Parameter angesprochen, sondern eher die Frage, wie in nachantiken Epochen mit oder gegen das überlieferte Wissen des Altertums Ordnungen unterschiedlichster Art etabliert, stabilisiert oder überschritten wurden, wer die Akteure eines solchen Umgangs mit antiken Grenzen waren und welche Motivationen hinter ihrem Handeln stand. Die diesem Anliegen zugrunde liegende Dialektik heben die Autoren gleich zu Beginn ihrer Einleitung heraus: „Die Figur der Grenze vermittelt

ein dynamisches und produktives Geschehen, bei dem komplexe Sinnstiftungsprozesse in einem Wechselverhältnis von Kontinuität und Wandel, Offenheit und Beschränkung, von Potentialität und Kontingenz – kurz: von Stabilisierung und Überschreitung – evoziert werden. Sie ist damit geeignet, Logik und Verfahrensweisen von transformativen Prozessen der Aneignung von Wissen der und über die Antike genauer zu verstehen“ (S. 1). Innerhalb der Erforschung der Rezeption der Antike, die sich mittlerweile zu einem eigenen Paradigma entwickelt hat, ist dies ein durchaus innovativer Ansatz, da er nicht nur darauf abzielt, zu hinterfragen, wie Epochenmarkierungen überhaupt gesetzt werden und welche sozio-kulturellen Prozesse daran beteiligt sind, sondern auch wie Vorstellungen des Raums (im materiellen wie symbolischen Sinne) überhaupt jenes kulturelle Kräftefeld konstituieren, innerhalb dessen die Antike rezipiert wird.

Mit diesem zweifelsohne großen heuristischen Potential, das eine Untersuchung der „Grenzen der Antike“ bietet, verbinden sich naturgemäß auch Probleme, die der Band nicht nahtlos überspielen kann. Bei dem weiten thematischen und zeitlichen Ansatz, den die einzelnen BeiträgerInnen wählen, und der vom jüdischen Exodus über das kaiserzeitliche Alexandria und die mittelhochdeutsche Literatur bis hin zum neuzeitlichen Herrschaftsgarten und Martin Heidegger führt, bleibt mitunter ein diffuser Gesamteindruck zurück, dem man etwa dadurch hätte begegnen können, indem man den Band in einzelne Teilbereiche (gleich den Sektionen auf einer Tagung) gegliedert hätte (zumal die einzelnen Beiträge auch nicht chronologisch geordnet sind). Auch der Bezug zu den übergeordneten Fragen des Bandes, gerade was das Konzept des Grenzgangs oder der Grenze an sich angeht, wird nicht in allen Beiträgen gleichermaßen deutlich, sodass ihre von den Herausgebern postulierte „zirkuläre Dynamik“ (S. 5) nicht immer nachvollzogen werden kann und oftmals offen bleibt, wie die Transformation antiken Wissens mit dem Überschreiten von „Grenzen“ (wie immer diese gestaltet sein mögen) zusammen hängt. Diese Unschärfe liegt auch darin begründet, dass nicht erklärt wird, was mit antiken Wissensordnungen überhaupt gemeint ist und die Frage nach der Notwendigkeit der Historisierung des „Wissen“-begriffs nicht gestellt wird – ganz zu schweigen von den vielfältigen Problemen, die mit dem Begriff bzw. der Epoche der „Antike“ selbst zusammen hängen. Dies mag sicher mit dem bewusst weit angelegten Konzept der Grenze zu tun haben und es mag auch nachvollziehbar sein, dass nicht alle Beiträger eines insgesamt 18 Aufsätze umfassenden Sammelbandes ein einheitliches Fragecluster abarbeiten können; dennoch wäre hier eine größere definitorische Schärfe und ein stärker artikulierter thematischer Fokus wünschenswert gewesen. Andererseits zeigt sich jedoch auch das große Potential des Gegenstands und die Herausgeber tragen mit ihrer transformationstheoretischen Fragestellung ohne Zweifel zum Bereich antiker Rezeptionsstudien bei. Dieser Beitrag schlägt sich nicht zuletzt in den größtenteils hervorragenden Einzelstudien nieder, die der Band vereint und die kulturwissenschaftliche Theorie, etwa zum „spatial turn“,

mit Erzähltheorie und innovativen Lektüren eines breiten Spektrums an imaginativen, philosophischen, und politischen Texten verbinden.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Gabriele Jancke/Daniel Schläppi (Hg.): Die Ökonomie sozialer Beziehungen. Ressourcenbewirtschaftung als Geben, Nehmen, Investieren, Verschwenden, Haushalten, Horten, Vererben, Schulden. Stuttgart: Frank Steiner Verlag, 2015. 249 S. 46,00 €. ISBN 978-3-515-11052-5.

Der vorliegende Sammelband beschäftigt sich mittels dreier Themenkomplexe mit dem Umgang von Gesellschaften mit materiellen und immateriellen, mit kollektiven wie mit sozialen Ressourcen und berührt damit intensiv die Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Die theoretischen und konzeptionellen Grundlegungen, die den empirischen Arbeiten voranstellen, werden von drei Autoren geleistet, die sich der Ökonomie sozialer Beziehungen aus unterschiedlichen Perspektiven annähern.

Einleitend befasst sich *Gabriele Jancke* mit den Kernthesen des Konzepts und fächert diese in die Ökonomie der sozialen Beziehungen bzw. in die Haushalte als „Umschlagplätze der Ökonomie sozialer Beziehungen“ (S. 9) auf, in deren Folge die komplexen Regeln von Gesellschaften relationale Ökonomien differenzierter Art produzieren. Definitorisch ist Ökonomie „als menschliches Wirtschaften“ zur „Allokation und Distribution von Ressourcen“ (S. 14) zu verstehen, deren Dimensionen sich beispielsweise in den im Untertitel des Sammelbandes genannten menschlichen Handlungs- und Verhaltensweisen widerspiegeln. Das impliziert wirtschaftliche, soziale und kulturelle Spannungsfelder, denn Ressourcen sind nicht zwangsläufig einmal angehäufte und vermehrbare materielle und immaterielle Güter, sondern weit über dieses Spektrum hinaus stets zu pflegende und zu bewahrende sowie zu kontextualisierende Werte.

Diese sehr stringente und komplexe Einleitung verstehen *Daniel Schläppi* und *Christof Jeggle* zu vertiefen. Während *Schläppi* sich anschickt, anhand mehrheitlich mikrohistorischer Forschungsliteratur „das präsentierte Konzept im Spannungsfeld von Kultur- und Wirtschaftsgeschichte“ (S. 37) zu überprüfen sowie vor allem herkömmliche Paradigmen und Denkweisen zu hinterfragen, begreift *Jeggle* die Ökonomie sozialer Beziehungen als weiteren Ansatz, „holistische Entitäten zugunsten pragmatisch-konstruktivistisch basierter Figurationen sozialer Interaktion“ (S. 65) aufzulösen. Ihm geht es vor allem um den Einbezug von Kaufleuten und Händlern, die ihrerseits Ökonomien sozialer Beziehungen im Nah- und Fernbereich bilden konnten insofern, als Händler und Handelsgesellschaften oft auf verwandtschaftliche Verbindungen zurückgehen und somit auf dieses Ressourcennetz aufgebaut werden konnte.